

Das Geheimnis großer Thaten.

Von P. Albert Maria Weiß O. Pr.

General Ambert erzählt in seinen „Arabesken“ eine sonderbare Geschichte aus dem Leben Bolney's und Napoleon I. Beide waren keineswegs Freunde, ihre Lebensschicksale führten sie aber vielfach zusammen. Als Bolney sich in Corsica aufhielt, machte er gegen Ende des Jahres 1791 Bekanntschaft mit dem um zwölf Jahre jüngeren Napoleon. Dieser hielt sich gerne in der Gesellschaft des weltkundigen Gelehrten auf, obwohl er ihn nicht liebte, weil er aus seinen geistreichen und inhaltschweren Unterhaltungen großen Nutzen zog. Er sprach aber fast nie ein Wort, sondern ließ Bolney stundenlang reden. Inzwischen stand er, scheinbar träumerisch und zerstreut, neben Bolney's Schreibtisch, offenbar nur halb mit seinen Gedanken gegenwärtig. Es fiel aber Bolney auf, daß er unterdes meist mit dem Bleistift auf einem Blatt Papier Striche zog, die schließlich immer eine Landkarte von Italien wurden. Bolney hielt den vierundzwanzigjährigen Jüngling für einen Träumer oder Schwärmer, dem alles fehle, um sich mit einer kräftigen That über die Menge emporzuschwingen. Im Jahre 1793 mußte Bolney Corsica verlassen und begab sich nach Nizza. Der erste Franzose, der ihm dort begegnete, war Napoleon, damals Hauptmann bei der im übelsten Zustande befindlichen Armee von Italien. Dieser nahm sich des Vertriebenen an und führte ihn bei den Generälen und Officieren ein. So oft hier die Rede auf die trostlosen Verhältnisse des Heeres kam, erhob sich Napoleon mit allem Feuer und rief: „Nun gut, so ziehen wir über die Alpen und tragen wir den Krieg ins Herz von Italien!“ Im Anfang sah Bolney darin wieder nur eine Bestätigung seines alten Urtheiles, daß der junge Mann an einer gewissen fixen

Idee leide. Er mußte aber mehrere Wochen an Ort und Stelle bleiben und so die Gastfreundschaft annehmen, die ihm Napoleon anbot. In dieser Zeit sprach der junge Officier fast von nichts, als von seinem Italien. Eine Karte Italiens vor sich, mit funkelndem Blick, die Hand zitternd vor Erregung, stand er da und zeigte seinem Gaste den ganzen Feldzug auf mit allen Schlachten, die zu schlagen sein würden, Lonato, Castiglione, Roveredo, Bassano, Arcole, Rivoli, Tagliamento, zuletzt Leoben. Und dann fieng er mit der Geschichte Italiens an und gieng alle Ereignisse, alle großen Männer, alle Zeugnisse des italienischen Geistes durch, sprach von Gregor VII., von der sicilianischen Vesper, von den Welfen und Ghibellinen, den Este, den Gonzaga, den Medicis, von den italienischen Feldzügen Karl VIII., Ludwig XII., Franz I., von Michel Angelo, Dante, Tasso, Macchiavelli, von Leo X. und Sixtus V. Bolney konnte nur schweigen und hören; er wurde aber auch jetzt noch nicht klug aus dem jungen Manne und hielt ihn für einen hochbegabten Narren.

Im Jahre 1795 mußte Bolney nach verschiedenen Schicksalen eine Zuflucht in Nordamerika suchen. Bei seiner Abreise hörte er eben noch, daß der mißvergnügte, unbeschäftigte Napoleon im Begriffe stehe, dem Sultan seine Dienste anzubieten. Im folgenden Frühlinge las er aber in den Zeitungen, daß der Krieg in Italien ausgebrochen und daß dessen Leitung Napoleon übertragen sei. Der Beginn des Krieges verlief genau nach dem Programm, das er bereits kannte. Jede neue Nachricht aus Europa war nur eine Bestätigung dessen, was er längst wußte. Jetzt machte sich Bolney versuchshalber einmal in Gesellschaft ans Prophezeien. Die nächste europäische Zeitung brachte die Erfüllung. Bolney bekam nun mehr Muth und sagte den ganzen Feldzug voraus und in überraschend kurzer Zeit war alles zur Wahrheit geworden, so daß man hinter ihm — er hatte nämlich aus Gründen seinen Namen verborgen gehalten — einen verbannten französischen General vermuthete. Er hatte Noth, die Officiere Washingtons zu überzeugen, daß er gar nicht Soldat sei.

Bolney erzählte diese Geschichte oft, zumal nach Napoleons Sturz. Wenn aber jemand darin das Spiel des Zufalls erblickte, dann sagte er: „Nein, nein! Der Gedanke ist der Meister der Ereignisse.“ Italien war der Gegenstand des Nachdenkens für Napoleon. Dieser Gedanke aber hatte durch die beständige Beschäftigung mit

ihm in diesem großen Geiste schließlich eine solche Bestimmtheit angenommen, daß er nur ausgeführt zu werden brauchte. Ohne Zeit und ohne beharrlichen Fleiß gibt es nichts wahrhaft Großes. Wir meinen immer, wenn plötzlich etwas Außerordentliches ans Licht tritt, das sei nur so aus dem Boden gestampft. Die Wahrheit aber ist, daß ein bedeutender Geist die Sache schon vorausgesehen und voraus überlegt hat, lange ehe fast jemand daran dachte. Daher ist er gerüstet und hat alles in Bereitschaft, wenn die Stunde dafür gekommen ist und läuft allen den Rang ab. Das ist das Geheimnis der großen Dinge. Dieses Geheimnis besteht darin, daß die Kraft der Ueberlegung mit der Macht der Zeit sich verbinde. Wenn Scharfsinn, Geist und Nachdenken die Dinge vorbereitet haben und wenn die Thatkraft sie genau ausführt, sobald die Zeit, die man eben muß abwarten können, gekommen ist, dann gibt es etwas Tüchtiges. Man redet von Schicksal, von Bestimmung, von Zufall. Aber das alles hat nie zu wahrhaft großen, schönen und dauerhaften Ergebnissen geführt: der Gedanke ist der Meister der Ereignisse.

So Ambert oder vielmehr Volney. Die Leser von Hübners „Sixtus V.“ werden sich vielleicht einer ähnlichen Erwägung erinnern, nur daß sie dort nicht so eingehend durchgeführt ist. Die staunenerregende Vielseitigkeit, Thätigkeit und Geschäftsgewandtheit des Papstes scheint uns beinahe unbegreiflich. Sie ist aber, wie Hübner richtig bemerkt, nichts als die Ausführung dessen, was Sixtus zuvor in der Einsamkeit vorbereitet hatte. Die langen Jahre der Zurückgezogenheit, welche ihm die Ungnade seines Vorgängers auferlegt hatte, waren die Vorschule seiner Regierung. In der Stille hatte dieser überlegene Geist seine Gedanken und Entwürfe zurechtgelegt, und als ihm die Erhebung auf den päpstlichen Stuhl Gelegenheit gab, sie ins Leben zu übersetzen, da stiegen die Thaten ans Licht, so zahlreich, so verschieden, so fertig, daß es der Welt, welche immer nur vom Augenblicke lebt, ganz unheimlich erschien, gerade als gieng es nicht mit rechten Dingen zu. Es bewahrheitete sich aber auch damals die Wahrheit des Satzes: „Der Gedanke ist der Meister der Ereignisse.“

Die gleiche Nutzenanwendung ergibt sich aus dem Leben vieler Heiligen. Selbst wo eine ganz außerordentliche Berufung oder Gnade Gottes der eigentliche Grund eines großen Ereignisses ist, können

wir den Einfluß des menschlichen Gedankens — oder sagen wir lieber, um christlich zu sprechen, der Betrachtung — auf die Gestaltung der Dinge nicht in Abrede stellen. Denn auch die übernatürliche Gnade wirkt ja auf die Menschen und durch die Menschen auf menschliche Weise, mit Adams Stricken, wie der Prophet sagt (Jes 11, 4.). Wohl mochte Moses sich und den Herrn hundertmal fragen, wo das hinaus solle, wenn er Jahr um Jahr in der Wüste von Madian verborgen leben müsse. Er fühle sich doch zu etwas Höherem berufen; er glaube selbst in den heiligsten Stunden des Gebetes sich dazu angetrieben zu fühlen; er verspüre jedesmal, so oft er sich von neuem für den Gedanken begeistere, sein Volk wo nicht von der Knechtschaft zu retten, so doch sittlich und religiös zu erneuern, einen gewaltigen Aufschwung in seinem eigenen Innern zu Gott; es komme ihm jedesmal, so oft er sich von diesem Plane als von etwas Unmöglichem abwende, vor, als habe er eine Untreue gegen Gott begangen, als gehe ihm damit die Lust und Kraft zum Guten selber aus: kurz, er meine nicht zweifeln zu können, daß der Antrieb von Gott selber komme. Nun aber sei er schon vierzig Jahre hier in der Einsamkeit, er zähle bereits 80 Jahre und könne sich kaum mehr ein langes Leben versprechen; wie müsse er sich selber und wie müsse ihm der seltsame Gedanke vorkommen, der ihm nie Ruhe lasse und den er nun doch nicht mehr ausführen könne? Sei er ein Opfer der Selbsttäuschung? Oder gefalle sich Gott darin, dem Menschen Antriebe ins Herz zu senken, bloß um ihn zu prüfen, vielleicht auch zu peinigen? Oder endlich, liebe es Gott, ihn solange hinzuhalten, bis ihm die Sache, die anfangs sein Interesse erweckte, selber zum Ekel geworden und er somit von der Gefahr befreit sei, unvermerkt von der Eigenliebe in die Ausführung der heiligen Absichten des Herrn etwas einfließen zu lassen? Die Antwort auf alle diese Zweifel und Gewissensqualen erfolgte am brennenden Dornbusch. Diese vierzig Jahre der Einsamkeit brachten reichliche und überreichliche Früchte, Früchte der That, welche Jahrtausende andauerten.

Gerade so mußte sich Paulus auf sein großes Werk vorbereiten. Wir können uns unschwer vorstellen, was es für diesen Feuergeist, der eben mit der ganzen Blut des Neubefehrten die ersten Beweise seiner Kraft abgelegt und die ersten Erfolge seiner Thätigkeit gekostet hatte, gewesen sein muß, als ihn Gott nun drei Jahre Quarantaine

in der Einsamkeit durchmachen ließ; welch ein Opfer es ihn abermals gekostet haben mag, als er später, mitten im Siegeslauf durch die Welt, vier Jahre lang im Kerker zu Cäsarea und Rom festgehalten wurde. Aber wenn er sich hinterher, der apostolischen Wirksamkeit zurückgegeben, über die ihm selber unbegreifliche Macht, die in seinen Worten lag, Rechenschaft gab, mußte er sich nicht sagen, daß, selbst die unvergleichliche Gnade Gottes vorausgesetzt, die ihm zutheil geworden, kein solches Feuer aus seinem Munde schlagen würde, wenn es nicht zuvor durch die Einschließung zu einer so lodernden Flamme angefacht worden wäre?

Wo denken dann wir Kleinen hin mit unserer kleinen Kraft, wenn wir uns immer einbilden, wir könnten die Erfolge und die großen Thaten ohne weiteres auf der Straße auflesen? Und über wen haben wir uns dann zu beklagen, wenn unsere Erwartungen sich nicht erfüllen? Fürwahr, wir unterscheiden uns in diesem Stücke oft sehr wenig von der gewöhnlichen Welt. Wenn einer neben uns die Aufmerksamkeit auf sich lenkt, dann heißt es immer nur: Was der Mensch für ein Glück hat! Und doch könnten vielleicht wir, die wir ihn beneiden, mit unseren Gaben ihn ohne Schwierigkeit übertreffen, wenn wir es so ernst nähmen, als er. So aber lassen wir, in der Meinung, es gehe bei anderen mit Hexerei zu, oder sie seien eben bevorzugte Glückskinder, die Dinge gehen, wie sie gehen, und begnügen uns damit, zu seufzen, daß sie nicht so gehen, wie es unser Ehrgeiz wünscht. In der Meinung, anderen flögen die Früchte ihrer Thaten gleich gebratenen Tauben zu, stehen wir mit stets offenem Mund und mit offenen Augen da, und wenn dann die Ergebnisse unseren Erwartungen nicht entsprechen, werden wir entweder muthlos oder, was noch schlimmer ist, eifersüchtig und gereizt.

Aber darin thun wir Gott und unseren Mitmenschen und uns selber Unrecht. Gott behandelt uns nicht anders, als er mit allen umgeht. Gott hat keine Schoßkinder. Und im allgemeinen sind auch die unter unseren Mitmenschen, welche am meisten vom Glück bevorzugt scheinen, nicht anders angelegt, als wir. Wir reden von Genie. Nun allerdings, das leugnet niemand, daß es viele Grade von Gaben gibt. Aber die sind sehr selten, welche mit großen Anlagén Großes zustande bringen, wenn sie nicht große Mühe auf deren Entwicklung verwenden. Guido Reni war gewiß zum Künstler

wie geschaffen. Wenn man aber sein Talent pries, pflegte er zu sagen: „Ach, lassen Sie mich mit diesen Reden! Wissen Sie, was Talent ist? Fleiß und äußerste Sorgfalt.“ Wer am meisten arbeitet, der wird auch am meisten erreichen. Und Bossuet war zum Redner ebenfalls wie geboren. Als man ihn aber frag, welche von seinen Reden er für die beste halte, da gab er zur Antwort: „Die, worauf ich am meisten studiert habe.“ Und nicht anders ist es bei den Heiligen. Niemand wird in Abrede stellen, daß auch unter ihnen die Gnadengaben sehr verschieden waren. Aber auch das kann niemand in ernstlichen Zweifel ziehen, daß bei gleichen Gaben der, welcher mehr gethan, auch mehr ausgerichtet hat.

Das einzusehen hat nun zwar wenig Schwierigkeit. Diese liegt nur darin, daß wir würdigen lernen, welches die rechte Art und Weise ist, die von Gott verliehenen Gaben nutzbar anzuwenden. An Thätigkeit fehlt es ja nicht, vielleicht ist sie nur allzuoft zuviel, zu lärmend, zu ungestüm. Wenn trotzdem die Früchte oft der Arbeit nicht entsprechen, so kann die Schuld nur darin liegen, daß die Anstrengung nicht die rechte ist. Wir arbeiten eigentlich fast alle viel zu viel. Zum Theil ist es allerdings durch die Noth der Zeit geboten. Aber doch könnte die Mehrzahl von uns manche Stunde ersparen, manche Geschäftelei, manche Anstrengung beiseite lassen und gleichwohl größere Erfolge haben, wenn wir nur anders die dadurch gewonnene Zeit auf das innere Leben verwenden würden.

Aber hier liegt der Grund des Uebels. Wir betrachten eine Stunde, die wir unserer Seele widmen, nur allzuleicht als Verlust für unsere öffentliche Wirksamkeit. Wenn es gut geht, seufzen wir, daß uns unsere Geschäfte keine Zeit zur Betrachtung und zum Gebete lassen, aber an einen Versuch, uns dafür einige Augenblicke des Tages zu erübrigen, wagen wir kaum zu denken. Immer sind es die Geschäfte, immer ist es das Hinaustreten in das öffentliche Leben, wovon unser Denken ausgeht. Daß wir uns aber damit selber in eine ganz verkehrte Stellung bringen, daran denken wir kaum. Darum will es uns auch nur selten zum Bewußtsein kommen, daß wir auf solche Weise uns selbst der Kraft zu durchgreifendem und nachhaltigem Wirken berauben.

Woher haben denn die Väter unseres Glaubens und die großen Heiligen den Muth und die Festigkeit zu ihrem Wirken genommen?

Eben von dort und von sonst nirgends, von wo ihn das Vorbild unseres Lebens und unseres Wirkens genommen hat. Unser Herr und Erlöser, der Hirte und Bischof der Seelen, ist eigens zu dem Zwecke und nur zu dem Zwecke auf die Erde gekommen, um die Seelen zu retten. Dennoch hat er dreißig Jahre in der Einsamkeit gelebt. Und von den drei Jahren, welche er der Oeffentlichkeit widmete, hat er wieder den größeren Theil in der Stille zugebracht. Niemand wird hoffentlich glauben, daß dies verlorene Tage und verlorene Jahre waren. Die Zeitgenossen des Herrn wenigstens urtheilten anders. Denn wenn er einmal sprach, da riefen sie voll Bewunderung: „Nie hat ein Mensch so geredet, wie dieser Mensch redet.“ (Joh. 7, 46.). Nach denselben Grundsätzen hat er aber auch seine Jünger gebildet. Erst führte er sie in die Einsamkeit, um sie auf ihren Beruf und ihr öffentliches Auftreten vorzubereiten, und kaum hatte er sie der Welt ein wenig ausgesetzt, da zog er sie schon wieder zurück, damit sie sofort das, was sie ausgegeben hatten, in seiner Nähe wieder ersetzten. Daher blieben sie auch immer an geistigen Gütern reich, und konnten, wenn sie sprachen oder sich sonst thätig zeigten, einen solchen Vorrath von Kraft in ihr Wirken legen, daß die ganze Welt ihnen als reife Frucht in den Schoß fiel.

Diese Anschauung müssen auch wir wieder zur unserigen machen, dann brauchen wir uns nicht zu beklagen, daß unser Wort den Menschen nicht mehr wie Feuer auf die Seele brennt, daß unser Wirken nicht mehr wie ein Pfeil in die Herzen dringt. Wir rechnen viel zu viel nach den Stunden, die wir im Amte stehen, wir messen unsere Thätigkeit zu gerne nach Ziffern und Kilometern. Es wäre besser, wir dächten daran, daß Gott nicht mit dem Maßstab, sondern mit der Wage über unser Leben urtheilen wird. Wenn uns das wieder einmal klar geworden ist, dann werden wir auch wieder fassen, daß das Geheimnis der großen, und wenn nicht der großen, so doch der eingreifenden Thaten nicht in der Menge der Arbeiten und nicht in der Zahl der Stunden, sondern in der innerlichen Kraft gelegen ist, die wir in sie hineinlegen. Diese aber lernen wir nirgend anderswo kennen, diese eignen wir uns durch kein anderes Mittel an, als durch eben jenes, durch welches alle großen Thaten der Weltgeschichte und des Reiches Gottes zustande gekommen sind, durch die Kraft des Geistes, durch die Ruhe, Klarheit und Sicherheit, mit

der wir unsere Aufgabe verfolgen. Daß wir diese durch unsere Ausgegessenheit an die Neußerlichkeit eher verlieren als befestigen, dafür bürgt uns unsere eigene Erfahrung. Wohlan denn, lassen wir uns durch das Beispiel der großen Männer, zumal der großen Heiligen, sagen, wo wir sie ausgiebig schöpfen können. Die Einsamkeit, versteht sich die in Betrachtung und Studium nutzbar gemachte Einsamkeit, ist die Mutter großer Gedanken, große Gedanken aber sind die Väter großer oder wenigstens gediegener Thaten.

Die Gefahr der Socialrevolution und die Aufgabe des katholischen Clerus.

Von L. v. Hammerstein S. J. in Trier.

Ein Freund, der jüngst aus Berlin zurückkehrte und die dortigen Socialzustände beobachtet hatte, erzählte mir: zwei Dinge hätten ihn besonders überrascht, 1. die große materielle Noth der arbeitenden Classen, 2. wie tief die Darwinische Descendenztheorie in die niederen Volksschichten eingedrungen sei, und mit dieser Theorie natürlich der gänzliche Unglaube. Was von Berlin gilt, das gilt mehr oder weniger von den meisten Großstädten der Gegenwart, und das beginnt mehr und mehr auch für die ländliche Bevölkerung zu gelten: Noth und Unglaube. Diese beiden Factoren aber, auf materiellem Gebiete die Noth und auf geistigem der Unglaube, ergeben mir ein mathematisches Multiplications-Exempel: die Gefahr der Socialrevolution, einer schlimmeren vielleicht, als der von 1789. Was ist hiergegen zu thun?

I. Zunächst muß dem materiellen Elend gesteuert werden auf dem Wege der staatlichen Gesetzgebung. Das hat man bereits erkannt in Oesterreich und in der Schweiz. In Deutschland hatte das katholische Centrum seit mehr als einem Jahrzehnt den Arbeiterschutz durch die Gesetzgebung verlangt. Es hatte gefordert: Verbot oder doch Beschränkung der Sonntagsarbeit, der Frauen- und Kinderarbeit, Festsetzung eines Maximal-Arbeitstages. Man hatte das Centrum verhöhnt. Doch mehr und mehr begann man, die Vorschläge desselben zu berücksichtigen. Endlich hat, wie bekannt, der deutsche Kaiser selbst in großartiger Weise diese Grundsätze auf sein Programm geschrieben, bei Gelegenheit der internationalen Conferenz zum Schutze der Arbeiter.

In der That, diese und ähnliche Maßregeln bezeichnen den rechten Weg zur Abhilfe. Worin hat denn das Elend seinen Grund? Vor allem in der Uebermacht des Capitals und in dem zu großen Angebot von Arbeitskräften. Sehen wir das im concreten Bilde: